



Hoffnung und Zuversicht

VON CHRISTOPH KÄHLER¹

Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten. (1Petr 1,3)

Wer hat Hoffnung nötig? Wann ist sie nötig? Was hilft sie?

Hoffnung und Zuversicht sind so nötig wie das tägliche Brot für die, die ihren Alltag kaum oder gar nicht bewältigen. Menschen brauchen sie, die fürchten müssen, den nächsten Tag nicht zu überstehen, weil sie – in welcher Zeit auch immer und in welcher Form auch immer – in einer feindlichen Fremde leben. Wer meint, im Schlaraffenland zu leben (und sich doch eigentlich schon in der Hölle materieller Erfüllung der eigenen Wünsche befindet), dem muss Hoffnung ein Fremdwort bleiben.

Der erste Petrusbrief wird erfahrungsgemäß dann intensiv gelesen und hilft Glaubenden, wenn Menschen und Gemeinden den Eindruck haben, dass sie schon wieder im „babylonischen Exil“ leben oder sogar vegetieren müssen. „Babylon“ dient dem Verfasser wie auch späteren Generationen der Kirchengeschichte als Deckname für die jeweilige politische Herrschaft und ihre evangeliumsfeindlichen Auswirkungen. Damals am Ende des ersten Jahrhunderts dürfte Babylon der Deckname für das Römische Reich und seinen religiösen Anspruch an alle Bürger und Einwohner sein. Die Gemeinden jedenfalls, die der Brief anspricht und tröstet, haben reichliche Verfolgungserfahrungen. Die waren besonders schmerzhaft, weil sie vor

¹ Prof. Dr. Christoph Kähler war von 2001 bis 2008 Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen. Vom 1. Januar bis zum 1. Juni 2009 war er einer von zwei Bischöfen der fusionierten Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland. Außerdem war er bis Oktober 2009 stellvertretender Ratsvorsitzender der EKD und ist seit April 2008 auch Mitglied im Deutschen Ethikrat. 1992 wurde er zum Professor an der Theologischen Fakultät der Leipziger Universität berufen und war dort von 1997 bis 2000 Prorektor für Lehre und Studium.

allem von der eigenen Nachbarschaft ausgingen; diese aber glaubte sich im Einvernehmen mit der großen Politik in der Hauptstadt.

Die Gemeinden in Kleinasien haben keinen aktuellen Grund, auf bessere Zeiten zu warten, und können überhaupt nur dann Hoffnung schöpfen, wenn sie sich dazu das totale Gegenteil ihrer Gegenwart vorstellen. Dazu sind sie offenbar in der Lage! Trotz verheerender Umstände haben sie offenbar dieses Trostbuch für sich angenommen und reichen es an andere Mitchristen in ähnlicher Lage weiter. Nur darum können die Kirchen dieses Dokument der Hoffnung gegen allen Augenschein bis heute lesen und auf Gottes überraschende Hilfe vertrauen lernen.

Kein Wunder, wenn Martin Luther seiner Wittenberger Gemeinde 1523 aus diesem Brief in stürmischen Zeiten Zuspruch und Tröstung entwickelte. Verständlich, dass er Spott und Hohn über seine Gegner ausgoss. Aber auch in viel jüngeren Zeiten haben sich verfolgte und diskriminierte Christen immer wieder zu diesem Brief und seinem Evangelium geflüchtet. Da waren es dann, wie in der DDR, in der Regel keine innerkirchlichen Gegner, sondern da bot dieser Brief mit seiner Hoffnungsbotschaft so etwas wie ein gemeinsames Dach für alle Schutzsuchenden. Denn aus dem gemeinsamen Hören in einer prekären Lage ergaben sich auch wieder neue Übereinstimmungen und Entdeckungen einer Ökumene der Bedrängten. Es war gut, die Gemeinschaft derer zu spüren, die sich ebenfalls nicht an dem befohlenen Jubel beteiligen konnten und wollten, ja dafür schwere persönliche Nachteile in Kauf nahmen.

Der Grund jeder Hoffnung besteht zunächst und grundsätzlich für den ersten Petrusbrief allein im Sieg Gottes über den Tod, dort also, wo nichts mehr zu hoffen ist, in der Auferstehung Jesu. Nicht die eigenen Kräfte, auch nicht die Unterstützung durch die Gleichgesinnten, nicht einmal die Hoffnung auf das künftige Scheitern der Verfolger begründen die lebenssichernde Zuversicht. Der Briefschreiber erinnert die Gemeinden an die Wunder, die das Volk Gottes im Lauf seiner Geschichte erlebt hat und konzentriert diese in dem Schicksal Jesu Christi. Das durchbricht die entscheidende Schranke für alle Lebenden und erweist die Sehnsüchte derer, die Gott auch noch im Reich des Todes die Herrschaft zutrauen.

Diesem Glauben folgen Konsequenzen im Alltag, in dem die Gemeinden dieses Briefes offensichtlich an ihrem Lebensstil als andersartig, als Christen zu erkennen sind. Sie leiden dafür, nehmen die Entfremdung zwischen Heiden und christlicher Gemeinde hin und weigern sich Mitläufer zu werden.

Daran wird zumindest eines deutlich: Hoffnung, ein von Hoffnung gekennzeichnetes Leben, versteht sich nicht von selbst, muss sich oft gegen erhebliche Widerstände behaupten, braucht einen langen Atem und wird nicht mit kurzfristigen Erfolgen rechnen. Doch zugleich erinnern sich Christen untereinander an erfüllte Hoffnungen, an Durchbrechungen des trostlosen Alltags und an den Ostertag. Denn es kann alles ganz anders werden, weil einer alles verwandeln kann, Gegenwart und Zukunft.